

Heiner Weidmann

Exkursion zum Rosenloui-Gletscher, Pleinair 2022

The Sublime, das Erhabene

In Kants Ästhetik werden zwei mögliche Objekte der Urteilskraft in Betracht gezogen: das Schöne und das Erhabene. Die Kategorie des Erhabenen übernimmt Kant von Edmund Burke, der in seiner Schrift «A philosophical enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful» (1757) das Erhabene als «delightful horror» beschreibt: «Eine Art von Schrecken oder Schmerz ist immer die Ursache des Erhabenen.» Burke seinerseits bezieht sich auf eine lange Tradition, an deren Anfang Aristoteles' Tragödienlehre steht und deren klassischer Text «Peri hypsous», «Über das Erhabene», von Pseudo-Longinus, vermutlich im 1. Jh. n. C. entstanden und 1544 zuerst gedruckt, eigentlich ein Renaissance-Text ist.

Nach Kant entsteht das Gefühl des Schönen vor schönen Gegenständen und vornehmlich Objekten der Kunst, das Gefühl des Erhabenen aber in der Natur (aber auch vor den ägyptischen Pyramiden oder bei Lesen von Edward Young's «Nachtgedanken»), doch nicht ausgelöst durch bestimmte Formen, sondern durch überwältigende Formlosigkeit: Das Subjekt wird überschwemmt und zermalmt von einer Masslosigkeit, die einerseits seine Kräfte übersteigt, die andererseits in aller Schrecklichkeit doch auch lustvoll wahrzunehmen ist, weil das Subjekt erfährt, dass es in seiner unglaublichen Kleinheit dem Ansturm des Überwältigenden standzuhalten vermag: dass es als Subjekt in der Erfahrung auch des von ihm nicht mehr Fassbaren triumphiert. Gerade in seiner Entmachtung wird es auf seine unglaubliche Macht zurückgeworfen.

Auch wenn Kant in seiner Schrift «Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen» (1764) sogleich betont: «Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens und Verdrusses beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äusseren Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühl, dadurch mit Lust und Unlust gerührt zu werden», auch wenn er in der «Kritik der Urteilskraft» klarstellt: «So kann der weite, durch Stürme empörte Ozean nicht erhaben genannt werden. Sein Anblick ist grässlich» – und nur eine Gemütsbewegung, die aus der Erfahrung entsteht, dass die «Menschheit», das Bewusstsein der «eigenen Erhabenheit der Bestimmung» dem, was das Subjekt zermalmen müsste, standhält, mache das Erhabene aus, – trotzdem lässt sich Kant dazu hinreissen, geeignete Gegenstände und Themen des Erhabenen zu benennen:

Das feinere Gefühl, was wir nun erwägen wollen, ist vornehmlich zwiefacher Art: das Gefühl des Erhabenen und des Schönen. Die Rührung von beiden ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturms, oder die Schilderung des höllischen Reichs von *Milton* erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Heerden, die

Beschreibung des Elysium, oder *Homers* Schilderung von dem Gürtel der Venus veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. [...] Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind *erhaben*, Blumenbetten, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind *schön*. Die Nacht ist *erhaben*, der Tag ist *schön*. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabendes, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braune Schatten der Nacht hindurch bricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählig in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene *rührt*, das Schöne *reizt*.

Le Glacier de Rosenloui



François Diday stellt dieses grossformatige Bild, das heute im Musée cantonal des Beaux-Arts de Lausanne hängt: «Vue du glacier de Rosenland, dans le Canton de Berne, en Suisse», 1841 mit grossem Erfolg im Pariser Salon aus. 1848 malt sein Schüler Alexandre Calame dieselbe Ansicht, und für viele Landschaftsmaler des 19. Jahrhunderts, wie zum Beispiel Joseph Anton Koch, wird das Hotel Rosenloui zum beliebten Ausgangspunkt für die Anfertigung von Skizzen, aus denen dann im Atelier zeitaufwändig das Gemälde komponiert wird.

Es ist evident, dass dieses Gemälde ein Versuch ist, das Erhabene der Natur in der Kunst darzustellen, und dass seine Ästhetik in diametralem Gegensatz steht zur Ansichtskartenästhetik, jener Ästhetik des «schönen Wetters», die unsere heutige touristische Sicht auf die Alpen irreparabel geprägt hat. Die Suche nach dem Erlebnis des Erhabenen steht nicht nur hinter dieser Malerei, sondern verhilft dem Alpentourismus im 19. Jahrhundert zu seiner erstmaligen Konjunktur: Die vornehmlich englischen Touristen reisen ins Berner Oberland, wo auf engem Raum ganz viele Spektakel des Erhabenen zu erleben sind: Schluchten, Wasserfälle, Gletscher.



Unter dem Rosenlauigletscher (1864)



Foto Heiner

Gletscherschwund

Der Standpunkt ist noch derselbe, aber die Möglichkeit des «delightful horror», des Genusses des Schrecklichen, ist uns genommen worden. Die Gletscher schwinden, und sie tun dies in einem Tempo, das vor 50 Jahren noch undenkbar schien; uns hat man damals belehrt, dass sich geologische und klimatische Veränderungen innerhalb von Hunderttausenden, Millionen Jahren abspielen würden, wie die kontinentale Plattenverschiebung, wie die Ablösung von Jura durch Kreide. Im gleichen Zug hielten wir den Boden, die Geologie von Gebirgen und Ebenen, für etwas Stabiles, Dauerhaftes, das zwar von Erosion unermüdlich, aber kaum merkbar bearbeitet wurde, das aber niemals selbst auf uns herabstürzen, uns bis ans Kinn steigen, kollabieren und kollidieren könnte. Jetzt ziehen sich die Gletscher zurück, nicht im Tempo eines Stunden-, sondern des Minutenzeigers; Gletscher werden für gestorben erklärt, für immer verschwunden, so dass sie nie mehr, auch nicht unter günstigen Bedingungen, wieder wachsen könnten, so wie in der Sage des von den Zwergen geschenkten Käses, der über Nacht aus einem kleinen Reststück wieder rundwachsen konnte, bis ein unvorsichtiger Senn einmal alles auffrass. Die Bäche, die in diesem Sommer der Dürre sich aus dem Gletscher ergießen – dazu braucht es keinen Regen, nur diese Wärme –, sie sind das sichtbare Schwinden des Eises, das sich in

einer erschreckenden Bläue, die nicht zum Blau der Luftperspektive passt, in eine jenseitige Ferne zurückziehen.

In der Walliser Gemeinde Fiesch wurde seit 1678 jedes Jahr am 31. Juli eine vom Papst erlaubte Prozession durchgeführt, damit der Aletschgletscher nicht weiter auf das Dorf zu wachse. Die Prozession findet immer noch statt, aber seit 2010 unter geändertem Vorzeichen: mit Gebeten für das Wachsen des Gletschers; Benedikt XVI. hatte erlaubt, das Gelübde umzukehren. – Man kann sich vorstellen, wie bedrohlich das Anwachsen des Gletschers für die Dorfbewohner gewesen sein musste; dagegen verschwindet heute vor allem eine Touristenattraktion.

Aber damit ist das Problem nicht gefasst, das darin besteht, dass unser Verhältnis zur Natur, unser «touristisches» Verhältnis zu ihr überhaupt unmöglich geworden ist. Auch der Begriff des Erhabenen, obwohl er doch gerade am Moment der drohenden Vernichtung des betrachtenden Ichs ansetzt und obwohl er die Unverfügbarkeit der übermächtigen Natur feiert, wettet noch auf ein subjektives Erlebnis, Erlebnis des subjektiv nicht Assimilierbaren, und erweist sich grenzwertig doch nur wieder als eine weitere Kolonialisierung der Natur – und nicht als das Gegenteil davon; noch einmal wird Extraktion der Natur betrieben, Ausbeutung nicht ihrer Bodenschätze, sondern ihres ästhetischen Kapitals.

Der Gletscherschwund macht deutlich, dass wir im «Anthropozän» angekommen sind, in jenem Erdzeitalter, wo die Erde mit ihren menschlichen Bewohnern unleugbar interagiert, wo die Katastrophen nicht mehr auf die Menschen einstürzen wie von aussen und wie ein Geschick, sondern menschengemacht sind und von ihnen nicht vermieden. Die Erde, das ist genauer gesagt das, was Bruno Latour «die kritische Zone» nennt, jene etwa 10 km dünne Membran, die sich wie ein Film um den Planeten zieht und wo Leben von aufeinander angewiesenen Lebewesen unter unwahrscheinlichen Bedingungen für eine Weile möglich geworden ist. Wir müssen uns darauf besinnen, «wo» wir sind, so Latour, und dazu macht er in seinen Seminaren diese Übung: Man setzt sich hin und versucht alle Abhängigkeiten aufzuschreiben, alles, wovon wir abhängen, alles, was von uns abhängt. In diesem Sinne hängt der Gletscher von uns und wir hängen vom Gletscher ab. Allerdings nicht im romantischen Sinn der Landschaft als beseeltem Aussen, auch nicht in einem paternalistischen Sinn, so als müssten wir als die Machthaber der Erde die Gletscher retten und schützen und Sorge tragen um sie. Die Natur hat in dieser Konstellation ihre Übermacht, ihre – wie Kant sagt – «grässliche» Kontingenz nicht verloren, im Gegenteil, es ist gefährlicher als je, sich dem Gletscher zu nähern, wenn die tausendjährigen Eisschichten mürbe werden und der Permafrost die Felsen nicht mehr hält. Die Gleichgültigkeit der Natur ist unerschütterlich, sie wartet nicht auf die Rettung durch uns, so wie wir auch keine Hoffnung auf Rettung durch sie haben dürfen. Aber menschliche sind wie nichtmenschliche Lebewesen in einer bewegten dynamischen «Natur» miteinander verbunden auf eine ganz unsentimentale Art, die Donna Haraway beschrieben hat als die anständige und korrekte Weise, zu essen und gegessen zu werden.



An vielen Orten versucht man, das Abschmelzen von Gletschern mit Abdeckung durch helle Planen oder Tücher zu verhindern, aber es kann nur ein Verlangsamen sein, auf ganz kleinen Flächen, so dass die Aktion (die ja nur dazu dient, Pisten für den Wintersport noch ein paar Jahre über sein Ende hinaus zu erhalten, wie es durch künstliche Beschneigung im grossen Stil passiert) an die zweckfreien Installationen der beiden Christo erinnert.

Fragestellung

Ich wollte mit euch loswandern, zuerst durch die Rosenloui-Gletscherschlucht, dann hinauf auf die erste Höhe, wo der Gletscher nicht mehr sichtbar ist, aber milchige Wasserfälle über die geschliffenen Kuppen fallen, euch dann noch weiter hinauf bis über die Waldgrenze locken, auf eine modellierte, Jahrtausende lang durch das Fließen des Gletschers modellierte Landschaft, weit unter dem unerreichbar gewordenen Gletscherrand. Ein jederzeit möglicher Abbruch des Gletschers würde uns nicht treffen, nicht wahr? Wir schauen uns um.

Und die Frage wäre gewesen: Wie können wir Natur darstellen, festhalten, abbilden, wenn wir uns weder den Postkartenblick noch den Erhabenheitsschauer früherer Touristen leisten können? Wie können wir uns der Natur nicht-kolonialisierend nähern? Nicht-extrahierend? Wie lösen wir das künstlich konstruierte Gegenübersein auf, wie verhalten wir uns als Teil des Darzustellenden?

Die Antworten kenne ich nicht. Und ich suche auch nach Lösungen, die nicht so lauten wie diese: Lass dich doch verschütten, lass dich vom Eis- oder Felsabbruch so beeindruckend, dass du nicht mehr kenntlich sein wirst, wenn man dich ausbuddelt. Wie Empedokles, der sich in den Vulkan stürzt; nein, das ist doch zu pathetisch. Aber was sonst?

Vielleicht eine Spur wäre dieser Text aus Walter Benjamins «Denkbildern», die er zusammen mit Asja Lacis verfasst hat.

Bergab

Das Wort Erschütterung hat man bis zum Überdruß vernommen. Da darf wohl etwas zu seiner Ehre gesagt werden. Es wird sich keinen Augenblick vom Sinnlichen entfernen und sich vor allem an das Eine halten: daß Erschütterung zum Einsturz führt. Wollen die, die uns bei jeder Premiere oder jeder Neuerscheinung ihrer Erschütterung versichern, nun sagen, etwas in ihnen sei eingestürzt? Ach, die Phrase, die vorher feststand, steht auch nachher fest. Wie könnten sie sich auch die Pause gönnen, auf die allein der Einsturz folgen kann. Nie hat sie einer deutlicher gespürt als Marcel Proust beim Tode der Großmutter, der ihm erschütternd, aber gar nicht wirklich schien, bis ihm am Abend, da er sich die Schuhe auszieht, Tränen kommen. Warum? Weil er sich bückte. So ist der Körper gerade dem tiefen Schmerz Erwecker und kann es dem tiefen Denken nicht minder werden. Beides braucht Einsamkeit. Wer einmal einsam einen Berg erstieg, erschöpft da oben ankam, um sodann mit Schritten, welche seinen ganzen Körperbau erschüttern, sich bergab zu wenden, dem lockert sich die Zeit, die Scheidewände in seinem Innern stürzen ein und durch den Schotter der Augenblicke trollt er wie im Traum. Manchmal versucht er stehen zu bleiben und kann es nicht. Wer weiß, ob es Gedanken sind, was ihn erschüttert, oder der rauhe Weg? Sein Körper ist ein Kaleidoskop geworden, das ihm bei jedem Schritte wechselnde Figuren der Wahrheit vorführt.

Das Erhabene und der Krieg

Johannes schickt uns den Bericht von Goethes touristischer Schlachtfeldbesichtigung: lest es nach, es ist obszön.

Unter diesen Umständen konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde sich die Empfindung nur gleichnisweise mitteilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswert bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.

Was für eine tolle Introspektion (so im Stil von Psycho-Weiterbildungseminaren: Was macht das mit dir; schau mal hin, wie es sich anfühlt, etc.), und wie zynisch, dass das Einschlagen der Kanonenkugeln und der Anblick der Leichen nur wieder auf das eigene Erlebnis reduziert werden.

Ich habe gehofft, aber auch befürchtet, dass wir einmal im Pleinair auf dem Hasliberg über den Krieg reden (müssten). U. ist Pazifistin, das darf ich doch genau so sagen, ich will es auch sein, aber warum finden Pazifistinnen (ich weiss nicht, was U. dazu sagt) den Krieg plötzlich ein Mittel, das Mittel der Wahl, und wenn ein Selenski, der vielen als Vorkämpfer der

Demokratie und «unserer Werte» vorkommt, zu sagen wagt, früher sei das Ziel des Krieges Frieden gewesen, jetzt sei es: Sieg, dann stimmen zu viele zu... Das Erhabene, es beeindruckt uns noch. Auch wenn der Krieg nicht so sehr erhaben als vielmehr langweilig geworden ist.

Welche Betrachtungsweisen können wir uns leisten, oder vielmehr: Können wir uns nicht mehr leisten? Wie setzen wir uns ins richtige oder sagen wir: in ein wenig- verfälschendes Verhältnis zu dem, was um uns und mit uns passiert?

Notes

Interaktive Darstellung des Gletscherschwunds, z. B.:

https://interaktiv.tagesanzeiger.ch/2022/gletscher-prognosen/?idp=OneLog&new_user=no
<https://www.gletschervergleiche.ch/Pages/ImageCompare.aspx?Id=1>

„Die Neue Weltordnung,“ Im Gespräch mit Bruno Latour

<https://www.arte.tv/de/videos/106699-001-A/im-gespraech-mit-bruno-latour-1-2/>